

Das Leopold

Die Schwabinger Gaststätte Leopold, an der gleichnamigen Straße gelegen (von den jüngeren Münchnern auch Boulevard Leopold genannt), wurde bereits in meinem Kapitel „Wo gehn wir heute abend hin“ genannt, auch der Name des Schriftstellers Georg Schneider tauchte in diesem Zusammenhang auf. Er war der „Ur-Vater“ des Leopold Stammtisches und soll deshalb auch gebührend vorgestellt werden.

Schneider war Volksschullehrer und stammte aus Coburg. Als er FDP-Abgeordneter des ersten Bayerischen Nachkriegs-Landtags wurde, ließ er sich von seiner Heimatstadt nach München versetzen. Das gab ihm Gelegenheit, bekannte Schriftsteller, die er seit langem verehrte, denen er noch aus Coburg hin und wieder geschrieben hatte (manchmal ein eigenes Gedicht beilegend oder eine Rezension, die er über einen von ihnen verfaßt hatte), persönlich kennenzulernen. Er besuchte sie reihum: Georg von der Vring, Friedrich Schnack und andere. Mit Britting, dem Wirtshausgeher, gab es, wie bereits erwähnt, bald unregelmäßige Verabredungen zum Schach ins Leopold, wo Schneider allabendlich anzutreffen war.

Das Lokal hatte Tradition. Es war aus dem Café Benz hervorgegangen, wo in den zwanziger Jahren Filmdiven auftraten und Karl Valentin mit Lisl Karlstadt ihre berühmten Sketche, den „Spritzenbrunnenaufdreher“ etwa oder den „Firmling“ aufführten. In der Nachkriegszeit hatte es sich zu einem angenehm-bürgerlichen Lokal gewandelt, mit soliden Preisen und bescheiden-guter Küche. Die Wirtsleute, Pächter einer großen Brauerei, sorgten dafür, daß donnerstags der Tisch für uns freigehalten wurde, und die Kellnerinnen trugen es uns nicht nach, wenn wir als letzte Gäste das Lokal verließen, nachdem bereits die ersten Stühle auf die Tische gestellt wurden.

Unser Stammtisch bestand der Zahl derer nach, die verlässlich gegen acht Uhr abends kamen und dort auch aßen, in der Anfangszeit aus fünf oder sechs Leuten: Georg Schneider, Otto Dickschat, Johann Ludwig Döderlein, Britting und mir, vergrößerte sich aber rasch, dafür sorgte sein Gründer. Schneider war ein geselliger Mensch, der schnell Kontakt bekam, ihn auch suchte. Von Statur klein und rundlich, mit schütterem, blondem Haar, damals etwa 50jährig, war er nicht ohne seine Pfeife zu denken, immer schwebten Tabakswolken um ihn. Er erschien stets ein wenig früher als wir anderen und setzte sich so, daß er die Eingangstür im Auge behalten konnte. Betrat ein Bekannter das Lokal, rief er ihn mit seiner kräftigen Stimme herbei und lud ihn ein, sich zu uns zu setzen. Britting, der ursprünglich des Schachspiels wegen gekommen war, hatte nichts dagegen, für ihn bedeutete das abendliche Ausgehen nach der Tagesarbeit eine Entspannung, nicht mehr, nicht weniger, gleich-gültig ob er den Bayerischen Löwen aufsuchte, den Peterhof, das Bratwurstglöckl oder das Leopold. Einzig sein Stammtisch „Unter den Fischen“ in der Schönfeldstraße hatte einen anderen Wert, da war er von engen Freunden umgeben und ging aus sich heraus. Im Leopold knüpfte man zwar - wie sich zeigen sollte - im Lauf der Jahre ebenfalls freundschaftliche Bande, aber sie waren lockerer. So etwa mit Ernst Söldner, dem Syndikus des Bayerischen Senats, den Schneider durch seine politische Tätigkeit im Münchner Maximilianeum kennengelernt und an unseren Tisch gebracht hatte. Söldner holte seinen Freund Fritz Vonficht nach, auch er als Syndikus tätig an der Akademie der Künste. Die beiden Junggesellen aßen sparsamkeitshalber zuhause und erschienen meist gegen neun Uhr, manch einer kam noch später: der Luzerner Schriftsteller und Historiker Kuno Raeber selten vor zehn. Ihn hatte neben privaten Gründen auch die „Schweizer Kleingeisterei“ aus seinem Land vertrieben. Wenn Raeber mit dem Verspeisen der Käsespätzle, sei-

nem obligatorischen Leopold-Gericht, fertig war, bekam er von Britting meist eine Virginia angeboten, eine Schwester der Schweizer Brissago, wie der Spender sie nannte; es wurde im Lauf der Jahre eine Art Ritual daraus. Kuno Raeber war ein Leidender, sein Gesichtsausdruck verriet es. Wir wußten anfangs nicht viel von ihm, er wirkte manchmal wie abwesend, auf heftige Weise mit sich selbst beschäftigt. Nach und nach erfuhren wir, daß er sich in einer Lebenskrise befand, aus Ehe und glänzender Akademiker-Laufbahn ausgebrochen war. Wenn er sich am Gespräch beteiligte, kam ein hochgebildeter Gelehrter zum Vorschein, der sich nicht anders als druckreif ausdrücken konnte, ein Streiter, der glühend seine Überzeugungen verteidigte. Wehe, man sprach in seiner Gegenwart von „Friedrich dem Großen“ - er sei Friedrich der Zweite von Preußen gewesen, nicht mehr, nicht weniger. Raeber, der einstige Jesuitenzögling, war ein Anhänger der Habsburger Monarchie, deren Untergang er tief beklagte. Die Geschichte des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ hatte er in seinem Kopf so parat wie die Geschehnisse der Gegenwart. Zu seinen mütterlichen Freundinnen gehörte Christiane Zimmer, die Tochter Hugo von Hofmannsthal, die ihm zuweilen - er war viel auf Reisen, hatte immer Geldsorgen - ihre Münchner Wohnung zur Verfügung stellte, bis er seine Schwabinger Ein-Zimmer-Zelle gefunden hatte. Der Claasen Verlag hatte damals schon zwei schmale Lyrikbände von ihm veröffentlicht, und er schrieb bereits an seinem Roman „Alexius unter der Treppe“, der den ersten Teil einer Trilogie bildet.

Mir ist erst nach und nach klar geworden, lang nach Brittings Tod, als wir uns befreundet hatten, daß Raebers Kunstanspruch ein absoluter war, und seine Selbsteinschätzung entsprechend hoch. Daß er, dessen ungeachtet, ein kindlich-offenes Gemüt besaß, machte den Umgang mit ihm so reizvoll. Etwas von der Naivität des Genies vermeine ich auch

aus dem Brief zu spüren, den er mir am 28.7.1989 aus Rom schrieb:

Liebe Ingeborg,

hier, im engen Raum zwischen dem Campo, dem Palazzo Farnese und der Cancelleria träume ich, wiege ich mich wie in einer warmen Muschel durch die Tage, gehe nur bis zum Café, lese die Journale und denke nach über die dritte Geschichte des Buches, die zu beginnen ich den Mut noch nicht habe. Den rechten Willen wohl auch noch nicht. Es ist das, wie oft schon hier, eine Art Wiedergeburt, ein Heraustreten zaghaft aus einer Strasse zumindest, die sich am Ende zur Sackgasse verengt hatte.

Erst in der Nacht, uhuartig, fliege ich aus, schweife durch entfernte Viertel zur aurelianischen Mauer, zur Cestiuspyramide, zum Kolosseum, zum „Fest von uns andern“, wie die Trasteveriner trotzig ihr Stadtfest nennen, mit Riesenrad und Buden und Tischen, wo die Leute essen und trinken bis morgens um drei. Bisher habe ich noch keinen einzigen Betrunkenen gesehen! Überhaupt die Römer, die noch Stendhal als heftig und gewalttätig beschreibt, sind sehr manierlich geworden. So hat die Zivilisation, immerhin, auch einen Vorteil. [...]

Raeber starb 1993 an Aids.

Es gab Leopold-Abende, an denen sich die Zahl der Gäste so vermehrte, daß wir den Wirt bitten mußten, einen zweiten Tisch heranzurücken. An anderen Donnerstagen blieb die Runde klein. Es sei hier vorweggenommen, daß sich das Leopold auch ehestiftend auswirkte: Ernst Söldner und meine Freundin Lotte, von der in diesen Erinnerungen in verschiedenen Kapiteln die Rede ist, wurden ein Paar, und Fritz Vonficht sollte in Lottes späterem Leben auch noch eine Rolle spielen. Im Verlauf von 13 Jahren - so lang existierte der Leopold-Tisch mit Britting - tauchen in meinem Taschenkalender Dutzende von Namen auf, in der Mehrzahl Schriftsteller und

Publizisten, über die ich nicht alle schreiben kann: Hermann Stahl, Hans Hennecke, Rudolf Bach, Hermann Hakel, der jüdische Schriftsteller aus Wien, der mit seinem funkelnden und boshaften Witz für kurze Zeit unseren Tisch beherrschte. Nicht vergessen sei auch jener Konsul Wolff, der als „Retter von Florenz“ in der Endphase des Krieges, beim Rückzug der deutschen Truppen in Italien, Geschichte gemacht hat. Aber auch Verleger, Ärzte, Mathematiker, Musiker bereicherten unsere Runde und erstaunlich viele sich mit Literatur befassende Juristen, wie etwa Jürgen Eggebrecht, der verkörperte Poet, oder C.F.W. Behl, Landgerichtsrat a.D. und Herausgeber der Werke von Gerhart Hauptmann, der uns über die letzte Lebenszeit des greisen Dichters in Agnetendorf erzählen konnte. Seit dem Luftangriff auf Dresden, den er miterlebte, berichtete Behl, habe sich der Dichter nur noch auf Krücken bewegen können, und es habe seine Lebenskraft am Ende gebrochen, daß er gleich den anderen Deutschen von den Polen des Landes verwiesen worden sei. Der gebürtige Berliner Behl, etwas älter als Britting, mit flatterndem, weißen Haar, freundlich und bescheiden, lebte seit Kriegsende in München. Er gehörte unzähligen Gesellschaften an, war Mitglied des P.E.N.-Zentrums, Vorsitzender der „Münchner Bücherfreunde“ und der „Halkyonischen Akademie“, veröffentlichte auch eigene Arbeiten, vor allem Lyrikbände. Er hielt die Grabrede auf den ersten Leopoldler, der uns verließ, den Juristen Hans Krailsheimer. Krailsheimer war Jude und hatte in Nürnberg eine gutgehende Anwalts-Kanzlei geführt, nebenbei war er Mitarbeiter bekannter Zeitschriften gewesen, des *Simplicissimus* und der *Jugend*; die NS-Zeit überlebte er in Paris. Es gelang ihm, einen Teil seines Vermögens in Platin umzuwandeln. Bei der Ausreise versteckte er es in seinem Gepäck und kam damit unbemerkt nach Paris. Dessen Erlös reichte aus, über Jahre hin in größter Bescheidenheit in billigen Hotelzimmern zu existieren. Während der deutschen Besatzung hielt er sich

versteckt. (Krailsheimer gab mir die besten Ratschläge, als ich zum erstenmal nach Paris fuhr.) Fünf oder sechs Jahre erschien er regelmäßig am Tisch - Schneider hatte ihn durch den „Tukan“ kennengelernt und zu uns gebracht -, ein zurückhaltender, höflicher älterer Herr, leicht fränkischen Dialekt sprechend, der über die harten Emigrantenjahre kein bitteres Wort verlor. Er war nie verheiratet gewesen, lebte allein, so war ihm die Donnerstags-Runde willkommen. Heimeran brachte 1954 ein Aphorismen-Bändchen von ihm heraus: „Kein Ausweg ist auch einer“. Er starb überraschend im Januar 1958 und wurde auf dem nördlichen jüdischen Friedhof beigesetzt. Es war die erste jüdische Beerdigung, an der ich teilnahm, eine bewegende Zeremonie.

Auswärtige Gäste, die bei ihren kurzen Besuchen Münchens die Gelegenheit wahrnehmen wollten, Britting zu sehen, wurden von ihm häufig ins Leopold bestellt. Einer von ihnen war Siegfried von Vegesack. Seit seiner Flucht aus Livland 1918 lebte Vegesack als freier Schriftsteller auf seinem ausgebauten Turm Weißenstein im Bayerischen Wald, baute sich ein eigenes Kraftwerk und betrieb die Landwirtschaft. „Das fressende Haus“ nannte er sein 1932 erschienenes Buch, in dem er mit Humor und Sachkenntnis die Mühen, Enttäuschungen und Lehrjahre schildert, die dieser autarken Existenz vorausgegangen waren. Britting besuchte ihn dort, als er Ende August 1953 für eine Woche in der Stadt Regen am Flusse Regen Urlaub machte. Sein Bericht an mich:

Ich ging zu ihm hinauf nach Weißenstein (3/4 Stunden steiler Anstieg) und er schleppte mich weitere zwei Stunden entlang des 'Pfahl' und wir landeten in seinem Turm, wo die vier Brüder Vegesack hausen, drei davon tragen ein Monokel, Siegfried ist 65, die andern 70, 73, 79, reizende baltische Barone und drei Frauen, und 6 - 7 Kinder und Enkel, aber gar nicht bohémisch, mit Ziegen, Kühen,

Hasen, Obstgarten, 4 Hunden. Jeder der Brüder eine 3-Zimmerwohnung, so geräumig ist der Turm!



Georg Schneider

Georg Schneider hatte dank seines Landtags-Mandats das Rektorat an einer Schwabinger Volksschule zugewiesen bekommen und führte es mit Geschick, ohne daß ihn diese Tätigkeit besonders beanspruchte. (Eher beschäftigten ihn die jungen hübschen Mütter seiner Schülerinnen, die zu ihm in die Sprechstunde kamen; einige von ihnen brachte er ins Leo-

pold mit.) Er blieb seinem Junggesellenleben treu, auch als seine Familie aus Coburg nachgezogen kam und er sich eine geräumige Wohnung in der Nähe des Biederstein einrichten und seine lang vermißten Bücher aufstellen konnte. Literarisch war er äußerst produktiv, übersetzte Jean Cocteau, Paul Valéry und Tristan Corbière, sogar an chinesische Lyrik wagte er sich. Bei Langen-Müller erschienen eigene Gedichtbände von ihm, darunter „Atem der Jahre“. Er konnte schreiben worüber er wollte, die Feuilletons der Zeitungen druckten ihn - auch in der Schweiz. Schneider schenkte mir den von ihm herausgegebenen schmalen Lyrikband von Friedrich Daumer, dessen Gedichte mir noch unbekannt waren; ich fand darin Verse, die mich nie mehr losgelassen haben, einer davon:

Wenn du nur zuweilen lächelst,
Nur zuweilen Kühlung fächerst
Dieser ungemess'nen Glut:
In Geduld will ich mich fassen,
Und dich alles treiben lassen,
Was der Liebe wehe tut.

In seinem Äußeren war Schneider gänzlich uneitel, fast nachlässig. Er huldigte den Frauen, hatte aber wenig Glück bei ihnen. Einmal erlebte ich ihn bis über beide Ohren verliebt, als er die rothaarige aparte Madeleine, die Tochter des Schriftstellers Anton Betzner, die er seit langem kannte, an den Tisch brachte. Sie war Journalistin und im Auftrag irgendeiner Illustrierten weltweit unterwegs. München war für sie nur ein kurzer Abstecher. Er lud sie ein mit ihm nach Malcesine zu fahren. Tats sie es? Ich weiß es nicht. Ihr jedenfalls gilt das Karussell-Gedicht:

Altes Karussell

Im Englischen Garten.

Weißt du noch? Hier saßen wir:
Schwan zog die Karosse.
Vorne schwamm das Schuppentier
Mit der roten Flosse.
Rokoko und Brautgelock,
Ach, schon Biedermeier -
Raimund, der Verschwender,
Hob zum Menuett den
Stock,
Drehte dann die Leier,
Und es flog der Bratenrock...
Weißt noch? Hier vergaßen wir
Trambahn und Kalender.
Und wir waren im Barock.

Dose zirpte leis Musik,
Roten Meisenton: pik, pik...
Klang wie Schneegestiebe.
König in der Republik,
Ninon, unserer Liebe,
Trug ich dich im Blaupastell
Durch den Pfauengarten,
Und das kleine Karussell
Ließ nicht auf sich warten,
Drehte sich und knickste hell
Vor dem Pfau im Garten.

Dreh dich, dreh dich, Karussell!
Einmal komm ich wieder,
Und dann fahr ich mit dir schnell
Ins Geheimnis nieder.
Und ich steige nicht mehr ab
Von dem alten Rappen,
Ob mich auch die Schatten knapp
Überm Abgrund schnappen.

Sagt mir doch, wann war das nur,
Menuett und Händel
Und ein kleines Herz in Dur,
Kutsche und Lawendel...
Sagt mir doch, wann war das nur,
Daß wir dieses hatten,
Lippenstift und Perlenschnur,
Walzer, Scherzo in A-Dur...?
Wieder fällt ein Schatten
Von der alten Sonnenuhr,
Dreht sich langsam, dreht sich schnell
Wie das kleine Karussell.

Georg Schneider

Fortsetzung